

Crystal McVea • Alex Tresniowski

Im *Himmel* war ich glücklich

Die wahre Geschichte einer
lebensverändernden Nahtoderfahrung

Aus dem Englischen von Ingmarie Flimm

Dieses Buch widme ich dir, mein Gott.
Du hast mich im finsternen Tal gefunden und mein
Leben für immer verändert.
Ich freue mich auf den Tag, an dem ich wieder
in deiner himmlischen Gegenwart sein darf,
dann für immer.

Inhalt

Einleitung	9
1. Kapitel	17
2. Kapitel	28
3. Kapitel	43
4. Kapitel	51
5. Kapitel	62
6. Kapitel	76
7. Kapitel	97
8. Kapitel	112
9. Kapitel	134
10. Kapitel	144
11. Kapitel	164
12. Kapitel	189
13. Kapitel	216
14. Kapitel	235
15. Kapitel	238
16. Kapitel	256
17. Kapitel	275
18. Kapitel	303

Einleitung

Voraussichtlich wird mich eines nicht allzu fernen Tages einer meiner geliebten dreijährigen Zwillinge fragen: »Mama, wie war das eigentlich damals, als du gestorben bist?«

Sie werden sicher zufällig mitkriegen, wie ich jemandem meine Geschichte erzähle und mehr darüber wissen wollen. Mit ihren großen, unschuldigen Augen werden sie mich dann ansehen und versuchen, das zu verstehen, was sie da hören. Selbst einem Erwachsenen begreiflich zu machen, was mir passiert ist, ist nicht gerade einfach. Wie soll das erst bei Kindern funktionieren?

Es gibt so viel, was ich ihnen mitzuteilen habe und was sie unbedingt wissen müssen. Meine Geschichte handelt von Hoffnung, Verzeihung und Erlösung, aber auch von der wunderbaren, heilenden Kraft, die von Gottes Nähe ausgeht. Sie erzählt davon, was ich gesehen und verstanden habe, als ich während eines Krankenhausaufenthalts meinen Körper für neun Minuten verlassen habe und mich während dieser Zeit im Himmel befand, bei Gott.

Anschließend kam ich wieder zurück auf die Erde, aber mein Leben hat sich durch diese Erfahrung vollständig und für immer verändert – und zwar von Grund auf.

Trotzdem hatte ich lange Zeit keine Lust, über diese Dinge zu sprechen.

Das hatte einen Grund: Ich lebe in einer wunderschönen Stadt in Süd-Oklahoma, in einer christlich geprägten Gegend, wo viele Menschen ihre Beziehung zu Jesus sehr ernst nehmen. Und ich weiß, wie viel Schaden entstehen kann, wenn die Leute anfangen, über jemanden zu tratschen. Als Lehrerin, was nichts anderes bedeutet, als dass Eltern mir die Ausbildung ihre Kinder anvertrauen, hatte ich Angst, dass es mich sozial isolieren und lächerlich machen würde, vielleicht sogar meinen Job kosten würde, wenn meine Geschichte bekannt wird. Insofern hatte ich Angst, von anderen für verrückt erklärt zu werden.

Und obwohl Gottes Anweisungen nicht klarer hätten sein können – *»Erzähl ihnen alles, woran du dich erinnerst!«* –, fiel es mir schwer zu verstehen, warum ich das überhaupt tun sollte und was genau er da von mir verlangte.

Es bereitete mir auch deshalb Probleme, weil ich von mir selbst dachte, einfach nicht die richtige Person zu sein, um etwas von Gott zu erzählen. Ich bin halt niemand, der einen Platz auf der heiligen Liste der Vorbilder hat. Früher habe ich einfach so viel falsch gemacht, dass ich fürchte, gegen jedes einzelne der Zehn Gebote verstoßen zu haben. Nicht nur gegen ein paar, sondern gegen wirklich ausnahmslos alle. Selbst gegen das schwerwiegendste: Du sollst nicht töten.

Als ich jünger war, habe ich einen Fehler gemacht, den

ich für so schwerwiegend und unverzeihlich hielt, dass ich mir nicht vorstellen konnte, Gott würde mich danach noch lieben können – wenn es ihn denn überhaupt gab.

Und genau das war mein nächstes Problem: Dass ich eine Skeptikerin war, die Gottes Existenz infrage stellte. Zwar bin ich mitten im sogenannten »Bible Belt« (Bibeltasche) Nordamerikas aufgewachsen, vier Mal getauft worden, regelmäßig in die Kirche gegangen und habe bestimmt eine Million Predigten gehört, doch tief in meinem Herzen hatte mich all das nicht überzeugt. Immer wieder forderte ich Gott heraus, er solle mir seine Existenz beweisen. Dazu stellte ich immer wieder eine neue Hürde auf, die er zu überwinden hatte. Heute weiß ich, dass er existiert, denn er tat es jedes Mal.

Damals jedoch hielt ich die harten Zeiten meines Lebens für einen Beweis, dass Gott nichts tat, um mich vor Unglück zu schützen. Ich zweifelte an ihm und verfluchte ihn. Manchmal schwor ich sogar, ihn aus meinem Leben zu verbannen.

Und trotzdem, *trotz alledem* ist Gott mir nachgegangen. Er hat um mich geworben, hat mich geliebt und ausgewählt und mich wieder zurück auf die Erde geschickt, dass ich anderen meine Geschichte erzähle.

Ganz allmählich fing ich damit an. Ich fasste mir ein Herz und erzählte zunächst Fremden in Restaurants, im Supermarkt oder der Eisdiele davon. Jedes Mal ganz spontan, vorausgesetzt ich hatte kurz zuvor Gottes »Anstupsen« gefühlt. Ich sagte meist: »Entschuldigen Sie bitte, mein Name ist Crystal McVea. Stellen Sie sich vor, ich bin 2009 gestorben und im Himmel gewesen.«

Na, wenn das mal kein gelungener Einstieg ist!

Was jeweils dann passierte, nachdem ich die ganze Geschichte meiner Nahtoderfahrung erzählt hatte, sind ganz eigene, bemerkenswerte und wunderbare Geschichten. Doch nie hätte ich geglaubt, dass ich jemals ein Buch darüber schreiben würde. Das stand definitiv nicht auf der Liste von Dingen, die ich in meinem Leben unbedingt mal machen wollte. Da stehen eher Dinge drauf, wie meinen Kindern den Broadway oder den Grand Canyon zu zeigen.

Aber nachdem ich meine ersten Ängste überwunden und angefangen hatte, von dem Erlebten zu erzählen, wusste ich, dass es zu Gottes Plan gehört, so vielen Leuten wie möglich davon zu erzählen. Und ehrlich gesagt habe ich in der Woche nur ein paar Stunden zur Verfügung, um Leute an der Kasse im Supermarkt anzusprechen. Mit dem Buch habe ich also endlich wieder etwas mehr Zeit, mich zu Hause um die Zubereitung des Essens zu kümmern.

Ich frage mich aber auch, gibt es da draußen Leute, die mich für eine Betrügerin halten, für eine religiöse Spinnerin oder eine Verrückte? Mit Sicherheit. Vielleicht werden manche Leute dieses Buch quer durch das Zimmer schleudern und es als Fiktion einstufen. *Für wen hält sich diese Mutter aus Oklahoma, die vorgibt, Gott begegnet zu sein? Warum sollten wir ihr das glauben?* Eine Antwort, die ich manchmal darauf bekomme, lautet: »Ach, Crystal, ich glaube dir schon, dass *du* glaubst, Gott gesehen zu haben. Aber ob ich das auch glaube, weiß ich nicht.« Es ist eine höfliche Art zu sagen, dass ich entweder lüge oder verrückt bin, ohne es allzu deutlich auszusprechen.

Natürlich ist meine Geschichte für manche schwer zu glauben. Ich weiß, dass das, was ich erzähle, sich jenseits unseres irdischen Erfahrungshorizonts befindet. Ganz ehrlich: Wenn mir jemand erzählt hätte, er sei gestorben und wäre Gott begegnet, bevor mir das alles passiert ist, wäre ich mit großer Wahrscheinlichkeit auch ziemlich skeptisch gewesen.

Letztlich wirft dieses Buch die schwerwiegendsten und wichtigsten Fragen überhaupt auf: Gibt es Gott wirklich? Hat er einen Plan für uns? Gibt es einen Himmel? Wozu leben wir überhaupt?

Selbstverständlich bilde ich mir nicht ein, die Antworten darauf geben zu können. Ich selber habe noch ziemlich viele Fragen. Genauso wenig bilde ich mir ein, irgendjemand Besonderes zu sein. Ich bin einfach eine ganz gewöhnliche Mutter aus dem mittleren Westen der USA. Tag für Tag versuche ich, meine Zwillinge zu ihrem Mittagsschläfchen zu überreden. Ich fahre regelmäßig meine älteren Kinder zu ihren Nachmittagsveranstaltungen und ich versuche, gesünder zu essen und ein bisschen abzunehmen (was mir nicht immer gelingt). Aber diese Ereignisse haben *wirklich* stattgefunden und ich weiß jetzt – nachdem ich mir ein Leben lang unsicher war –, dass es Gott *wirklich* gibt. Sein Wesen ist großartig, schön und wunderbar.

Und seitdem er mir aufgetragen hat, meine Geschichte zu erzählen, tue ich das, obwohl vieles daran schmerzhaft und nicht immer angenehm ist. Wenn Sie dieses Buch lesen, werden Sie feststellen, dass ich in furchtbarer Scham gelebt habe und schreckliche Geheimnisse zu hüten hatte.

Ich habe mich selbst gehasst und war davon überzeugt, wertlos zu sein. Das hat dazu geführt, dass ich viele falsche Entscheidungen getroffen habe. Aber es ist wichtig, dass Sie verstehen, wer ich gewesen bin, damit Sie nachvollziehen können, was aus mir geworden ist.

Manches von dem, was ich von meiner Zeit im Himmel beschreibe, ähnelt vielleicht anderen Berichten von Nahtoderfahrungen – das helle Licht, ein schimmernder Eingang, die Anwesenheit von Engeln. Vieles ist wahrscheinlich aber auch neu. Nur, alles, was ich aufgeschrieben habe, ist zu hundert Prozent so, wie ich mich erinnere. Nicht mehr und nicht weniger. Weder habe ich Dinge beschönigt noch das kleinste bisschen übertrieben. Ich sage den Leuten immer: »Wenn ich mir das ausgedacht hätte, dann wäre die Geschichte viel dramatischer geworden.« Was ich beschreibe, ist mir wirklich so passiert.

Gott hat mir die Dinge so eindrücklich gezeigt, dass sie in meinem Leben eine erstaunliche Kraft und Wirkung freisetzen. In meinem Alltag erlebe ich die Realität der Gegenwart Gottes jetzt täglich. Und ich muss sagen, dass ich in diesen neun Minuten, die ich im Himmel verbracht habe, lebendiger war, als je zuvor in meinem Leben hier auf der Erde.

Ich kann nur hoffen, dass Sie einen Bruchteil der Kraft, Intensität und Herrlichkeit spüren, die ich erlebt habe – auch wenn meine Worte das wohl niemals angemessen beschreiben können.



Vor nicht allzu langer Zeit las ich in einer Umfrage, dass die Zahl der jungen Amerikaner, die nicht an Gott glauben, wächst. 2007 zweifelten nur 17 Prozent der unter Dreißigjährigen daran, dass es Gott wirklich gibt. 2012 waren es fast doppelt so viele (32 Prozent). Ungefähr ein Drittel der befragten jungen Amerikaner ist sich also nicht sicher, ob Gott existiert.

Des Weiteren äußerte sich Professor Stephen Hawking, der berühmte Astrophysiker aus Cambridge, 2012 in einem Interview: »Es gibt keinen Himmel und kein Leben nach dem Tod. Das ist ein Märchen für Leute, die Angst vor dem Dunkeln haben.«

Vielleicht sollten die Umfrageergebnisse und Hawkings Aussage mich traurig stimmen, aber das tun sie nicht. Und zwar deshalb, weil ich selbst eine dieser Zweifelnden war. Ich verstehe die Skepsis, von der es auch in mir immer noch Spuren gibt. Als Kind habe ich stets alles hinterfragt und auch als Erwachsene bin ich immer noch auf der Suche nach Antworten.

Und während ich jetzt nicht mehr zu denjenigen gehöre, die an Gott und seiner Macht zweifeln, ist mir sehr deutlich bewusst, welch besonderes Glück ich hatte, diese Erfahrung machen zu dürfen. Für die meisten Menschen bedeutet der Glaube, dass sie einem Gott vertrauen, den sie *nie* gesehen haben. Und es gibt andere, deren Glaube die vielen Fragen, die sie haben, mit einschließt. Denn noch Fragen zu haben, bedeutet keineswegs, nicht glauben zu können.

Was ich sagen will: Ich kann Ihnen nicht beweisen, dass das, was mir widerfahren ist, wirklich stattgefunden hat.

Wenn Sie mein Buch lesen, lassen Sie sich auf meine Geschichte ein. Wie Sie diese letzten Endes auffassen werden, hängt davon ab, was Sie zu glauben bereit sind.

Bei uns zu Hause im Flur, zwischen den Zimmern unserer Kinder, steht in schwarzer Schrift ein Bibelspruch an der Wand. Er lautet:

»Der Glaube ist der tragende Grund für das, was man hofft:

Im Vertrauen zeigt sich jetzt schon, was man noch nicht sieht.«

Hebräer 11,1

Aufgrund dessen, was mir passiert ist, weiß ich, dass es Gott gibt. Aber man muss nicht erst sterben und ihm persönlich begegnen, um das zu erkennen.

Gott wird erfahrbar durch den Glauben.

Was also werde ich meinen Zwillingen, wenn sie zu mir kommen und mich nach meiner Himmelsgeschichte fragen, erzählen? Ich werde mich mit ihnen hinsetzen und folgendermaßen anfangen: »Meine Lieben, es gibt einen Himmel und dort ist es wunderschön.«

Crystal McVea

1. Kapitel

Alles fing damit an, dass ich eine Panikattacke erlebte. Schon zuvor hatte ich einige Male solche gehabt und kannte das Gefühl, plötzlich keine Luft mehr zu bekommen. Aber was ich im Dezember 2009 erlebte, war viel schlimmer. Ich konnte gar nicht mehr aufhören zu keuchen und zu würgen, schnappte nach Luft und brachte minutenlang keinen einzigen Atemzug zustande. Und je weniger Luft ich bekam, desto mehr steigerte sich meine Panik, was wiederum das Atmen erschwerte. Die Anfälle dieser Art häuften sich. Einige Male waren sie sogar so schlimm, dass ich schnell ins Krankenhaus gebracht und dort mit Sauerstoff versorgt werden musste.

Mein Arzt überwies mich damals zu einem Spezialisten, einige Hundert Kilometer entfernt von unserer Heimatstadt in der staubigen Ebene im Südwesten Oklahomas. Ich war dreiunddreißig und eigentlich kerngesund, obwohl ich mich in letzter Zeit etwas übernommen hatte. Der Facharzt röntgte meinen Brustkorb und verschrieb mir etwas zum Inhalieren, aber die Attacken hörten nicht

auf. Daraufhin ordnete er eine Magen- und Darmspiegelung an. Doch auch sie führte zu keinem Ergebnis. Anschließend wurden noch Galle und Bauchspeicheldrüse endoskopisch untersucht. Dabei entdeckte der Arzt eine Verengung zwischen Bauchspeicheldrüse und Leber und setzte einen Stent – ein winziges Metallröhrchen, das den Gang erweitern soll. Das hatte zwar nicht das Geringste mit meinen Atemproblemen zu tun, aber da diese kleine Schwachstelle auffiel, behandelte man sie direkt.

Als ich nach dem Eingriff wieder erwachte, hatte ich fürchterliche Schmerzen.

Sie waren so heftig, gleichbleibend und entsetzlich, dass ich mich kaum bewegen konnte. Sofort untersuchten mich die Ärzte und stellten eine Bauchspeicheldrüsenentzündung fest, vermutlich ausgelöst durch das Setzen des Stents. Ungewöhnlich war das nicht. Denn immer wenn man an der Bauchspeicheldrüse oder Galle herumdoktert, riskiert man Entzündungen. Sie sind äußerst schmerzhaft an diesen Organen und nur mit Infusionen und starken Schmerzmitteln behandelbar.

Der Arzt teilte mir mit, dass ich einige Tage im Krankenhaus bleiben müsste. Allerdings hatte ich von Krankenhäusern die Nase gestrichen voll. Seit zehn Wochen, die ich als die längsten und härtesten meines bisherigen Lebens empfand, lag ich bereits im Krankenhaus. Durch die Medikamente ging es mir so gut, dass ich mir einredete, es sei in Ordnung, jetzt das Krankenhaus zu verlassen. Hinzu kam meine Sturheit, die da sicher auch eine Rolle spielte. Also verlangte ich meine sofortige Entlassung, gegen den Rat des Arztes.

Noch in der Nacht krümmte ich mich zu Hause so vor Schmerzen, dass ich im Morgengrauen in die Notaufnahme zurückkehrte.

Dort verabreichte man mir intravenös eine Kochsalzinfusion und schloss mich zugleich an eine »Schmerzpumpe« an, die ich selbst steuern konnte. Darin befanden sich einige Dosen Dilaudid, ein wirklich starkes Schmerzmittel. Wann immer meine Schmerzen unerträglich wurden, konnte ich per Knopfdruck für Erleichterung sorgen, wobei die Anzahl der Dosierungen pro Stunde allerdings begrenzt war.

Es dauerte keine 24 Stunden und mein Zustand verschlechterte sich massiv. Ich schwitzte, als hätte ich 40 Grad Fieber, und musste mich immer wieder übergeben. Meine Mutter Connie, die bei mir war, wischte mir geduldig den Schweiß von der Stirn und rieb mir meine Beine mit meiner Lieblingslotion ein, die nach Vanille und Weihnachten duftete. Meine Schmerzen wurden trotzdem immer schlimmer. Die Ärzte sagten, es sei völlig normal, wie ich mich fühlte.

Irgendwann am Nachmittag war ich am Ende. Ich erinnere mich noch daran, wie ich meine Augen öffnete und meine Mutter auf einem Stuhl am Fußende meines Betts vor dem Fernseher sitzen sah. Es lief gerade eine Talkshow, die wir beide sehr mochten.

»Was für ein Datum haben wir heute?«, fragte ich meine Mutter völlig aus dem Zusammenhang. »Das Jahr, meine ich?«

»Was glaubst du denn?«, entgegnete sie.

»1984.«

Meine Mutter lachte. »Meine Liebe, also ich bin gerade in 2009 unterwegs. Komm besser wieder zurück.«

Darauf sagte ich: »Ich liebe dich, Mama«, und sie antwortete: »Ich liebe dich auch«, ehe sie sich wieder dem Fernseher zuwandte. Erschöpft schloss ich meine Augen und spürte, wie mit einem Mal eine unglaubliche Schwere über mich fiel. Sie fühlte sich an, so als würde ich immer tiefer in mein Kissen sinken. Es war, als ob ich in einen unendlich festen Schlaf fiel, der auch all meine Schmerzen nahm.



Ungefähr zu diesem Zeitpunkt berührte meine Mutter mein Bein und stellte fest, dass es sich kalt anfühlte. Sie zog die Decke über meine Füße, dann stand sie auf, trat zu mir und stopfte sie fester um meine Arme und Schultern. Sie sah, dass ich im Schlaf zuckte, und wunderte sich über mein ungewöhnlich lautes Schnarchen.

Dann schaute sie in mein Gesicht und ihr fielen meine blauen Lippen auf.

Sofort kontrollierte sie meine Atmung. Als sie nichts hörte, legte sie ihren Finger auf meine Halsschlagader und versuchte, den Puls zu tasten. Wieder nichts. Sie rief um Hilfe. Um mich Mund-zu-Mund zu beatmen, versuchte sie das Bett herabzusenken, fand aber nicht den richtigen Schalter. Eine Schwester kam herein, rieb meinen Oberkörper und rüttelte mich.

»Crystal, was ist los?«, fragte sie. »Kannst du mich hören?«

Inzwischen war mein Gesicht ganz blau angelaufen – tief dunkelblau, fast schwarz. Denn das Schnarchen, das meine Mutter vernommen hatte, war kein lautes Schnarchen. Es war mein letzter Atemzug gewesen.

»Kannst du mich hören, Crystal?«, fragte die Schwester wieder. »Was hast du?« Als sie das wiederholte, war meine Mutter nicht mehr zu halten.

»Das können Sie bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag machen; das hilft nichts!«, schrie sie. »Sie atmet nicht und sie hat keinen Puls. *Sie stirbt!*«

Da stürzte die Stationsschwester zur Tür herein, aber als sie mein blaues Gesicht sah, blieb sie wie angewurzelt stehen. Dann kam eine weitere Krankenschwester, die bei meinem Anblick fast ihr Klemmbrett fallen ließ.

»Mein Gott, was ist denn hier los?«, rief sie.

»Das ist ein Notfall! Wir müssen sofort Alarm schlagen, aber dafür ist sie zuständig«, sagte eine der Krankenschwestern und deutete auf die Stationsschwester.

»Lös gefälligst Alarm aus«, brüllte die Angestellte sie an. »Und zwar schnell, verdammt noch mal!«

Die Schwester löste schließlich den Alarm aus, die höchste Stufe für akute Notfälle. Nun ging alles ganz schnell: Jemand rollte die Notfallausrüstung herein, ein anderer brachte einen Beatmungsbeutel und anschließend eilten ein Arzt, ein zweiter Arzt, ein Seelsorger und ein Sozialarbeiter herbei. Ein gutes Dutzend Menschen drängte sich nun in dem kleinen Raum um meinen Körper. Eine Schwester riss mir mein Krankenhausnachthemd ab.

Jemand begann mit der Herzdruckmassage auf meiner Brust. Immer noch keine Atmung, kein Puls. Mir wurde

eine Maske über das Gesicht gestülpt, um mich zu beatmen. Aufgeregt lief das Personal in mein Zimmer hinein und hinaus, während sich andere Patienten mittlerweile im Flur versammelten, um herauszufinden, wer da im Sterben lag. Meine Mutter wiederholte mitten in diesem Trubel immer wieder dieselben Worte: »Bitte stirb nicht, Crystal. Bitte bleib bei uns.«

Ich konnte sie nicht hören. Auch nahm ich weder die Maske noch die Herzdruckmassage wahr, geschweige denn, dass ich all die Ärzte und Schwestern gesehen hätte, die mein Zimmer bevölkerten. Von der ganzen Aufregung habe ich nicht das Geringste mitbekommen.

An nichts, was in diesem Zimmer passiert ist, kann ich mich erinnern, nachdem ich meiner Mutter gesagt hatte, dass ich sie liebe und mit geschlossenen Augen weggedämmt war. Ich erinnere mich nur daran, dass ich aufgewacht bin, und zwar im Himmel, bei Gott.